

## Predigt über Lukas 17,5-10

*Die Apostel sprachen zum Herrn: füge uns Glauben hinzu! Der Herr aber sprach: Wenn ihr Glaube habt wie ein Senfkorn, dann sprecht ihr zu diesem Maulbeerfeigenbaum: entwurze dich und pflanz dich ins Meer, Und er wird euch gehorchen. Wer von euch, der einen Knecht hat, der den Acker beackert oder Vieh hütet, wird, wenn der vom Feld herkommt, zu ihm sagen: komm sofort her und setz dich! Wird er ihm nicht vielmehr sagen: bereite mir mein Essen und binde dir die Schürze um und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe, und danach iss und trink auch du. Wird er dem Knecht danken, weil er getan hat, was angeordnet war? So auch ihr: wenn ihr alles getan habt, was euch angeordnet war, dann sagt: Wir sind nutzlose Knechte. Wir haben getan, was wir zu tun schuldeten.*

Die Jünger sind verzagt und sind zugleich unzufrieden – aber nicht mit dem doch in der Tat beunruhigenden Zustand der Welt, das sind sie gewiss auch, doch gerade angesichts all der Entsetzlichkeiten und Grässlichkeiten sind sie hier vor allem unzufrieden mit sich selbst, nämlich mit dem Zustand, mit dem Ausmaß, mit der Stärke ihres Glaubens. Dass sie so verzagt sind, das scheint ihnen zu zeigen, dass ihr Glaube zu klein ist. Und welcher Jesusjünger, welche Jesusjüngerin kann das nicht verstehen? Vielleicht sind unter uns ja Menschen, deren Glaube ganz unerschütterlich fest ist, aber ist ein Glaube, der durch nichts zu erschüttern ist, überhaupt der Glaube, von dem in der Bibel die Rede ist?

*Sola fide*, allein durch Glauben – das gehört neben ein paar anderen Soli zu den Slogans, den Merkversen der Reformation, derer wir in diesem Jahr besonders unentwegt gedenken. Doch viele von uns stocken da schon, können ihren Glauben so hoch unmöglich schätzen, weil der nicht nur klein ist, sondern vor allem schnell kleinbeigibt, wenn so vieles gegen ihn spricht. Außerdem haben wir alle im Ohr, dass Jesus selbst gelegentlich, mal verwundert, mal auch etwas tadelnd, vielleicht auch klagend, darauf hinweist, dass der Glaube seiner Jünger recht klein ist. Da liegt die Bitte nah und spricht uns aus dem Herzen: Füge uns Glauben hinzu, gib uns mehr Glauben! Schließlich haben wir alle schon gehört, dass Glaube nicht durch Willensanstrengung oder scharfes Nachdenken zu gewinnen ist, sondern eine Gabe, ein Geschenk Gottes. Da ist es doch verständlich und vernünftig, sich direkt an Jesus zu wenden, der hier sicher nicht ohne Grund wie sein Vater „der Herr“ genannt wird, mit der Forderung: mehr davon!

Nun ist ja diese seltsam quantitative Rede vom Glauben Jesus nicht völlig fremd. Er hat nicht nur vom kleinen Glauben seiner Jünger gesprochen, er hat auch, im deutlichen Kontrast dazu, einer Nichtjüdin, die ihn um Hilfe anflehte, staunend bescheinigt: Frau, dein Glaube ist groß. Hier aber sträubt er sich gegen die Unterscheidung von kleinem oder großem, von mehr oder weniger Glauben. Gerade einem ganz kleinen Glauben traut und spricht er Großes zu. Er vergleicht ihn mit einem Senfkorn, und das ist wirklich klein. Doch auch mit solch einem klitzekleinen Glauben können die Jünger buchstäblich Radikales bewirken. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen – es ist darum etwas bedenklich, mit welcher Selbstverständlichkeit wir inzwischen Radikalsein, ob rechts, ob links, ob islamisch, für etwas halten, das abzulehnen und zu bekämpfen ist. Jesus teilt diese Meinung nicht: wenn ihr mit eurem winzigen Glauben zu diesem Maulbeerfeigenbaum sagt: entwurze dich und pflanz dich ins Meer, dann wird er gehorchen – und Gehorchen hat mit Horchen, mit Hören zu tun: es handelt sich bei diesem kleinen Glauben jedenfalls auch um Sprachfähigkeit, um Wortmächtigkeit. Doch wozu diese radikale Aktion? Warum soll dieser Baum erst entwurzelt und dann im Meer, im Bodenlosen wieder eingepflanzt werden? Wem und was soll das nützen?

Ein Feigenbaum, auch ein Maulbeerfeigenbaum, steht in der Bibel für die Süße des Lebens und damit, *La dolce vita*, für gutes Leben überhaupt. Die biblische Vision von Frieden geht darum so: jeder wird unter seinem Feigenbaum und Weinstock sitzen, und niemand stört sie auf. Das Meer hingegen steht für die chaotische und gefährliche Völkerwelt, in der das kleine Volk Israel immer wieder vom Untergang bedroht ist. Die Verheißung Jesu bedeutet: auch wir ganz kleingläubigen Jüngerinnen und Jünger sollen das gute Leben, das Gott mit seiner Weisung in seinem Volk Israel eingepflanzt hat, das dort fest verwurzelt ist, und auch jene Friedensvision von Feigenbaum und Weinstock in die Welt der Völker verpflanzen, damit beides auch dort Wurzeln schlägt. Da fällt auf, dass die Jünger in unserem Abschnitt nicht Jünger genannt werden, sondern Apostel, also Sendboten oder Gesandte: die radikale Implantierung ist ihre Sendung. Und nun handelt es sich hier nicht ganz allgemein um einen Feigenbaum, sondern um einen Maulbeerfeigenbaum. Das erinnert an den Propheten Amos, der solche Bäume und ihre Früchte gezüchtet und kultiviert, verbessert hat, und der gehörte unter all den kritischen Stimmen der Propheten zu den zornigsten, zu den radikalen. Das macht deutlich: die Einpflanzung jener Süße des Lebens in der Welt der Völker kann selbst nicht immer süßlich sein, sondern bedarf kritischer Schärfe, scharfer Kritik. Und so wird Jesus bei seinem Vergleich mit dem Senfkorn nicht nur an dessen Kleinheit gedacht haben – schließlich gibt es ja noch kleinere Samenkörner –, sondern auch an seinen Geschmack, seine Würze, seine Schärfe. Es soll zwar auch süßen Senf geben, doch außerhalb Bayerns gilt das als ein Widerspruch in sich. Jesus hat mit dieser Vision gewiss nicht gemeint, dass seine Jünger und Gesandten nun zu allem und jedem ihren Senf dazugeben sollen, denn zu viel Senf macht alles ungenießbar. Wie bei seiner Verheißung, dass wir Salz der Erde sind, kommt es auf delikate Dosierung an.

Dass Jesus hier, anders als anderswo, sich nicht wundert oder gar ärgert über unseren kleinen Glauben, sondern im Gegenteil sich und uns gerade davon große Wirkung verspricht, hat seinen Grund. In der Bitte der Jünger, ihren Glauben zu vermehren, klingt an, dass es sich beim Glauben um eine Art Besitz, eine Ausrüstung, eine Energiereserve handelt: möglichst viel davon zu haben soll uns fähig dazu machen, allen Widrigkeiten standzuhalten. Doch Jesus will uns darauf aufmerksam machen, dass Glaube ja gerade darin besteht, nicht auf die eigenen Kräfte und Fähigkeiten, sondern auf Gott zu vertrauen. Als guter Seelsorger hört Jesus in der Bitte um mehr Glauben nicht nur unsere Verzagtheit, sondern auch unser Seufzen darüber, immerzu entsetzlich überfordert zu sein. Viele haben das Gefühl, ständig ackern zu müssen und davon erschöpft zu sein, ohne wirklich Fruchtbares und Genießbares hervorzubringen. Manche müssen überdies hüten, haben eine Gemeinde, eine Kirche zu leiten oder Führungsaufgaben in der Gesellschaft, in der Politik – einige von ihnen würden vielleicht angesichts der wachsenden Zahl von völlig Verrückten lieber einen Sack Flöhe hüten. Unser neuer Bundespräsident ist zwar in einer Demokratie kein Oberhirte, braucht darum auch kein guter Hirte zu sein, wird es aber doch als eine seiner Aufgaben betrachten, mit seinen Worten und Taten geistige und materielle Gefahren abzuwehren, Recht und Frieden zu hüten und zu bewahren.

Gegenüber diesem Gefühl der Überforderung, dem Eindruck, ständig ackern zu müssen erzählt Jesus eine etwas schroffe Geschichte. Wer von euch einen Knecht hat, beginnt er, doch es wird unter seinen Jüngern kaum welche gegeben haben, die einen Knecht hatten, und auch unter uns werden nur wenige jemanden haben, der für sie ackert. Dennoch mutet uns Jesus zu, diese uns etwas fremde Perspektive einzunehmen. Und Jesus setzt als bekannt voraus: wer einen Knecht hat, der ackert oder hütet, wird von ihm verlangen, dass er ihm nach getaner Arbeit auch noch Abendessen macht und ihn bei Tisch bedient, ehe er selbst essen und trinken, Feierabend machen kann. Er wird auch keinen Grund sehen, ihm zu danken, weil der Knecht doch nur tut, was seine Aufgabe, was sein Auftrag ist. Doch dann wechselt Jesus die Perspektive. Nun sollen wir

uns nicht mehr mit dem Herrn identifizieren, sondern mit seinem Knecht und darum ebenfalls nicht mit Dank rechnen, wenn wir tun, was unser Auftrag ist.

Das ist etwas überraschend, denn wir haben vorhin in der Evangeliumslesung eine deutlich andere Geschichte aus der Arbeitswelt gehört: ein Arbeitgeber sorgt dafür, dass alle – ob sie viel oder wenig gearbeitet haben – so viel bekommen, dass sie davon leben können, keinen Mangel leiden, nicht hungern oder betteln müssen. Zudem hat sich der Gott Israels als Sklavenbefreier einen Namen gemacht, während unsere Geschichte mit befremdlicher Selbstverständlichkeit so etwas wie Sklaverei voraussetzt. Jesus, der diese Geschichte erzählt, sagt doch von sich, er sei nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen. Das ganze Evangelium handelt doch davon, dass in Jesus der Herr zum Knecht wurde; dass er sich erniedrigt hat, um uns zu erhöhen; dass er als verlorener Sohn in die Fremde ging, um uns Verlorene nachhause, zum Vater zu bringen.

Doch deutlich ist auch: Jesus erzählt von einem Knecht, der hart arbeitet, aber nicht völlig überfordert und verzweifelt ist. Wenn er pflügt, dann pflügt er. Dann braucht er nicht außerdem und gleichzeitig noch das Vieh zu hüten. Wenn er Vieh hütet, dann hütet er Vieh und nicht gleichzeitig Kinder. Und wenn alles getan ist, hat er Feierabend. Dann grübelt er nicht, was er alles zu tun versäumt hat, als er am Pflügen war.

Jesus wendet sich da gegen ein Pathos der Überforderung, das besonders seine protestantischen Jünger befallen hat, das aber auch schlicht eine buchstäblich faule Ausrede sein kann, gar nichts zu tun. Dass die Gebote Gottes und Jesu schlechterdings nicht zu erfüllen sind, ist inzwischen ein Glaubenssatz, den wir kaum noch überprüfen, indem wir es wenigstens hier und da versuchen. Manche meinen sogar, Gott habe seine Gebote gar nicht gegeben, damit wir sie tun, sondern wie ein etwas griesgrämig hämischer Pädagoge: damit wir merken, dass wir sie nicht tun können; dass wir vollkommen überfordert sind. Jesus findet das nicht, die meisten biblischen Autoren auch nicht. Gott hat sein Volk aus dem Sklavendienst befreit, damit es ihm diene. Und so geht es auch uns Jesusjüngern und -jüngerinnen aus den Völkern: Jesus, so verkündet das Evangelium, hat uns mit seinem Tod als Lösegeld freigekauft vom Sklavenhalterregime aus Sünde, Tod und Teufel: nun gehören wir ihm. Wenn wir seine Weisungen befolgen, tun wir nur das, was wir ihm schulden.

Es geht Jesus in dieser Geschichte nicht um die bürgerliche Tugend der Bescheidenheit oder die kirchliche der Demut. Auch die sind gewiss Wohltaten in Zeiten, in denen wir von lauter Großmäulern geradezu bedröhnt werden, die sich für ganz unbeschreiblich großartig halten. Doch um die durchzusetzen, bedarf es nicht des Evangeliums vom Tod und von der Auferweckung Jesu. Ihm geht es um unsere Befreiung zu freiem und fröhlichem Dienst. Da der Glaube, den Jesus wecken will und auch tatsächlich weckt, bedeutet, Gott zu vertrauen, nicht uns, auf Jesus zu blicken, nicht auf uns, ist unsere dauernde Selbstüberforderung nicht Kleinglaube, sondern kein Glaube.

Doch erzählt Jesus fünf Kapitel vor unserem Text genau das, was er hier für völlig ausgeschlossen zu halten scheint: Ihr seid wie Menschen, die darauf warten, wann ihr Herr von der Hochzeitsfeier heimkehre, um ihm, wenn er kommt und klopft, sofort zu öffnen. Selig jene Knechte, die der Herr bei seiner Ankunft wachend findet. Amen, ich sage euch: er wird sich gürten und sie sich zu Tisch legen lassen und wird umhergehen und ihnen dienen. Noch freilich ist es nicht so weit. Noch haben wir zu tun, was unser Auftrag ist. Noch haben wir auch zu wachen. Doch an jedem Sonntag, am Tag des Herrn, auch das ist uns aufgetragen, schmecken wir bereits den kommenden, den großen Tag des Herrn, lassen uns hier im Gottesdienst von unserem Herrn bedienen, haben schon am frühen Morgen Feierabend, genießen die Süße des Lebens.

Amen.